

Heimatbund TÖGING

Beiträge zur Heimatgeschichte

MAX KINK

Als der Krieg zu Ende war

- Teil 1 -

Mit der Ankunft der Amerikaner am 2. Mai 1945 ging auch in Töging ein Aufatmen durch die Bevölkerung. Zwar hatte der Krieg in Töging keine Zerstörungen verursacht, anders jedoch war es mit den schmerzlichen Verlusten an Gefallenen. Von den meisten Familien forderte er seine Opfer. Ob Ehemann, Sohn, Vater oder Bruder: der Tod hinterließ Wunden, die nie verheilen.

Die Besatzungsmacht stellte ihre Forderungen. Wenn auch das Kriegsende die Aufhebung der Verdunkelung brachte, was als große Erleichterung empfunden wurde, so kam doch jedermann die reale Lage zum Bewusstsein mit der nächtlichen Ausgangsperre, dem Verbot über das Verlassen des Ortes und für viele mit dem Verbot, die eigene Wohnung zu betreten, denn für die nötigen Quartiere wurden Wohnungen beschlagnahmt, vorzüglich die Häuser in der Beamstensiedlung, da ge-

hobene Ansprüche wie fließendes Wasser und Bad gestellt wurden. Auch in der Heimstättensiedlung wurden Häuser in Beschlag genommen. Es hieß, dort sollen vorübergehend deutsche Wissenschaftler untergebracht werden, bevor sie nach Amerika verbracht wurden. Die betroffenen Bewohner wurden ausquartiert und mussten anderswo unterkommen, so in Nebengebäuden oder bei Nachbarn. Die amerikanische Ortskommandantur war im Toerringhof einquartiert. Für die geselligen Bedürfnisse der Soldaten hatte man das Gasthaus Spitzauer beschlagnahmt. Auf den Straßen sah man fast nur Jeeps.

Die Aluminiumerzeugung war eingestellt, die Werksanlagen hatte man für Reparationsleistungen vorgesehen. Das Fremdarbeiterlager am Unterwasserkanal wurde aufgelöst, Kriegsgefangene befreit und in die Heimat entlassen, ebenso die zahlreichen in der Landwirtschaft tätigen polnischen Hilfskräfte.

Verblieben ist die einheimische Bevölkerung, welche mit Bangen die Heimkehr der Kriegsteilnehmer erwartete. Ebenso verblieben sind die vielen Evakuierten aus den zerstörten Großstädten und Personen, die das Kriegsende hierher verschlagen hatte und welche vorerst nicht in ihre Heimat konnten. Dazu kamen im Jahr 1946 die Flüchtlinge aus dem Sudetenland. Dem vorausgegangen ist eine Wohnraumerfassung durch eine Kommission, welche jedes Haus aufsuchte und entbehrliche Zimmer beschlagnahmte. Die Not verlangte ein Teilen bis an die Grenze des Zumutbaren. Da die eingewiesenen Mitbewohner bei der Flucht aus ihrer Heimat nur das Nötigste mitnehmen konnten, war nicht selten die gemeinsame Benützung des Herdes und Hausrates notwendig.

Als wesentlich bei diesem Neubeginn erfolgte durch die Militärregierung die Befragung aller in einem Beschäftigungsverhältnis stehenden und selbstständigen Personen über ihr Verhältnis zum Nationalsozia-

lismus mittels eines Fragebogens mit 133 Fragen. Außerdem erfolgte eine Fragebogenaktion für alle Erwachsenen über ihre Mitgliedschaft bei der NSDAP und ihren Gliederungen. Belastete Personen erhielten Berufsverbot. Die Auswirkungen der Entnazifizierung zeigten sich besonders bei den Behörden und im Schuldienst. Als im September die Schulen wieder eröffnet wurden, suchte man dringend unbelastete Pädagogen sowie Schulbücher aus der Zeit vor 1933.

Bereits zu Beginn der Besatzungszeit wurde die Registrierung der Bevölkerung angeordnet. Es wurden Ausweise ausgestellt, wozu die Abnahme von Fingerabdrücken erforderlich war. Mit dieser Zählung erhielten die Verwaltungen unter anderem die nötigen Unterlagen zur Bewältigung des Mangels an Bedarfsgütern. Diese Zeit verlangte Bescheidenheit bei den Ansprüchen. Wer ein Dach über dem Kopf hatte

und nicht hungern musste, konnte zufrieden sein. Wenn auch die Lebensmittelversorgung gleitend von der Kriegs- in die Besatzungszeit übergang, wurden die Rationen nochmals fühlbar gekürzt. Als Grundration waren für den Normalverbraucher pro Kopf und Tag 1550 Kalorien vorgesehen, dem ein Vorkriegsverbrauch von 3000 Kalorien gegenüber stand.

Bei Kriegsende waren die deutschen Vorräte an Verbrauchsgütern weitgehend erschöpft. Zudem war mit den deutschen Ostgebieten landwirtschaftliche Nutzfläche verloren gegangen. Die Zerstörung der Transportwege verhinderte eine regelmäßige Versorgung. Die Bauern waren mit ihren An-

gehörigen Selbstversorger und hatten Ablieferverpflichtungen zu erfüllen. Es erfolgten regelmäßig Zählungen und Kontrollen auf den Höfen. Kontrolleure hatten die Milchleistung jeder Kuh zu registrieren und dazu während des Melkens in den Ställen anwesend zu sein. Um die eigene Verarbeitung von Milch zu verhindern, mussten bereits anfangs der Lebensmittelbewirtschaftung die dazu geeigneten Geräte (Rührkübel und Zentrifuge) in den Gemeinden abgeliefert werden, wo sie unter Verschluss aufbewahrt wurden. Die Landwirte erhielten nur Lebensmittelmarken zum Einkauf von Zucker, Kaffee und ähnlichem. Konnte in einem Haushalt ein Schwein gefüttert und geschlachtet werden, bekamen diese Leute keine Fleischmarken.

Für den Normalverbraucher war es lebensnotwendig, sich um zusätzliche Lebensmittel zu bemühen. Es war von Vorteil, dass Töging viele landwirtschaftliche Betriebe hatte. Zugleich gab der Abzug der polnischen Landarbeiter manchen Flüchtlingen oder Vertriebenen Arbeitsmöglichkeit und damit ein Unterkommen. Viele Frauen der Fabrikarbeiter kamen aus der Landwirtschaft und waren es gewohnt, bei Bauern mitzuarbeiten. Sie verstanden sich in der Pflege ihrer Gärten sowie der



Töginger Hausfrauen ziehen mühsam die hochbepackten Leiterwagen mit morschem Stockholz, Fichtenzapfen und dünnen Ästen nach Hause. Hinten ist die Erhartinger Schule zu erkennen.

Haltung von Geflügel, Kaninchen, Ziegen und Schweinen. So konnte von den Hausfrauen ein wesentlicher Beitrag zur Erhöhung des Familieneinkommens geleistet werden.

Wenn das Leben auf dem Land in diesen Jahren auch hart war, hatte es doch viele Vorteile gegenüber dem Leben in einer Großstadt. Ein eigener Gemüsegarten und die Möglichkeit Kartoffel zu ernten, hieß bereits weniger hungern. Schon seit Kriegsbeginn erinnerten sich Verwandte und Bekannte an ihre Verbindungen auf dem Land. Die Züge aus den Großstädten waren mit Hamstern überfüllt. Da das Geld keinen Wert hatte, reisten sie mit vollen Taschen an und versuchten, mit manchem entbehrlichen Stück etwas Essbares einzutauschen. Aber auch die Berufshamsterer, welche in diesem Handel ihr Geschäft erkannten, kamen auf das Land.

Neben den Hamstern gab es viele Leute, die nichts anzubieten hatten und die der Hunger auf das Land trieb. Die große Anzahl dieser Bittsteller ermöglichte es oft nur, ihnen mit einer kleinen Gabe Verständnis zu zeigen. Sie bekamen ein Ei, einen Löffel Fett, auch etwas Mehl nahmen sie gerne mit einem »Vergelts Gott« in Empfang. Auch die Einladung zum Mitessen wurde gerne angenommen.

Es gab auch Nutznießer dieser Notzeit. Gelegentlich arbeitete ich bei einem auswärtigen Berufskollegen aushilfsweise, der Bauern als Kunden hatte. Wir waren bei einem großen Einödbauern mehrere Tage auf der Stör. Eines Morgens stand ein DKW-Meisterklasse, eine Rarität zu dieser Zeit, mit Münchener Kennzeichen im Hof. Der Zweck dieses Besuches zeigte sich, als vor einem Schuppeneingang das Fell eines frisch geschlachteten Kalbes lag. Hier war also einer dieser unsauberen Geschäftemacher am Werk, welche die Not ausnützten. Auf dem Schwarzmarkt in den Städten waren die Preise horrend hoch. Während offiziell ein Kilogramm Fleisch 2,20 Reichsmark kostete, mussten auf dem Schwarzmarkt bis zu 80 Reichsmark dafür bezahlt werden. Ein Kilogramm Butter kostete offiziell vier, auf dem Schwarzmarkt 180 bis 200 Reichsmark.

Das Jahr 1947 brachte eine große Trockenheit. In unserer Gegend hatte es von Mitte Mai bis zum 5. Oktober nicht geregnet. Der Graswuchs blieb aus, die Wiesen wurden gelb und braun. Bei dieser Dürre musste an manchen Orten sogar das Vieh hungern. Von der Verringerung des Tierbestandes jedoch war abzuraten, da die Reichsmark keinen Wert hatte und eine Währungsumstellung zu erwarten war. Die Auswirkungen dieses trockenen Jahres zeigten sich vor allem in der Milch- und Fettversorgung. Auch andere Ernteergebnisse waren nicht erwartungsgemäß. Besorgnis machte in diesem Herbst die Anlieferung von Kartoffeln. Die Fehlmenge war alarmierend. Das war Anlass zu einer Überprüfung der Lagerbestände bei den Bauern. Eine Kommission suchte die Kartoffelkeller auf und forderte Nachlieferungen.

Der Tiefstand der Lebensmittelversorgung war 1947 erreicht. In den Monaten Oktober und November 1947 war die Tagesration für einen Normalverbraucher: 350 gr. Brot, 5 gr. Butter, 14 gr. Fleisch, 43 gr. Gemüse, 52 gr. Käse, 2 Stück Kartoffeln und 1/2 Liter Magermilch. Für verschiedene Verbraucherguppen, zum Beispiel Schwerstarbeiter, gab es

zusätzliche Zuteilungen, für Kinder die Schulspeisung. Bei der monatlichen Abholung der Lebensmittelmarken war ein Beschäftigungsnachweis oder eine Bescheinigung des Arbeitsamtes vorzulegen. Trotzdem musste hungern, wer nur über die amtlichen Zuteilungen verfügen konnte.

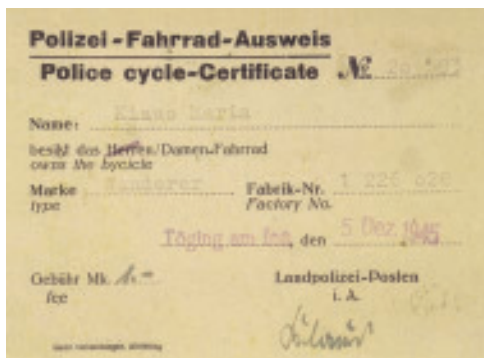


Im Gasthaus Spitzauer in der Adolf-Hitler-Straße, inzwischen wieder in Hauptstraße umbenannt, war der amerikanische Bataillons-Club eingerichtet. Natürlich musste erst einmal das Dorfwirtshaus für den Geschmack der Amis hergerichtet werden. Hierher konnten die Soldaten kommen, um ein Bier zu trinken oder die deutschen Mädchen zu bewundern. Wer seine Freundin mitbrachte, konnte mit ihr in den rückwärtigen Raum gehen, der speziell für Pärchen hergerichtet war. Ärger gab es, als einige junge Töginger neben der Eingangstür ein großes Plakat: »Amerikanerpuff« mit den Namen aller Damen befestigten, die dort ein- und ausgingen. Die Amerikaner meldeten den Vorfall dem von ihnen eingesetzten Hilfspolizisten Georg Klaus, der auf Verdacht hin sechs oder sieben Burschen einsperrte. Mit Schlägen versuchten die Amerikaner die Schuldigen zu finden, doch ergebnislos. Nach drei Wochen wurden die Inhaftierten wieder freigelassen.

Die Hausfrauen waren täglich gefordert, Sättigendes ihren Familien vorzusetzen. Der Familientisch musste den Möglichkeiten angepasst werden. War der Hunger sehr groß, konnten Kartoffelknödel mit Senfsoße Abhilfe schaffen. Einfallsreichtum war gefragt. Hamsterer und Landwirte versuchten die Enge der Legalität zu umgehen. Das war für jeden ein Erfordernis der Zeit. So konnte auf die abgelieferten und eingesperrten Butterfässer leicht verzichtet werden, denn ein Rührkübel war zu ersetzen. Und auch der Hamsterer war froh, wenn man ihm nicht in den Rucksack schaute.

Die Knappheit an Kohle wurde neben der Knappheit an Lebensmittel zu einem kaum lösbaren Problem. Vorschläge zum sparsamsten Umgang mit Kohle erfolgten laufend. Wer konnte, bemühte sich um Brennholz. Scheiterholz gab es in beschränktem Umfang von den Waldbesitzern. Günstig war, wer in der Nähe eines Waldes wohnte. Handwagerl hatte fast jeder Haushalt. Beladen mit dünnen Bäumen und Geäst waren sie auf den Straßen anzutreffen. Hierzu wurden von der Forstverwaltung Holzlesescheine ausgegeben. Der Waldboden wurde gesäubert, herumliegendes Geäst war nicht mehr zu finden. Zeitweise hatten wir Stromsperre. Um die Wirtschaft mit dem nötigen Strom zu versorgen, musste der Privatverbrauch eingeschränkt werden. So schalteten zum Beispiel die Überlandwerke, die Engfurt, Unterhart und Erharting versorgten, nach den Sieben-Uhr-Nachrichten in ihrem Versorgungsbereich den Strom für einige Vormittagsstunden ab. Desgleichen konnte man auch an den frühen Winter-Abendstunden ohne Licht sein und musste sich mit Kerzen, Karbid- oder Petroleumlampen behelfen.

Den zweiten Teil lesen Sie in der April-Ausgabe des Töginger Stadtblatts.



Jeder Fahrradbesitzer musste immer seinen »Polizei-Fahrrad-Ausweis« mitführen. Diesen Ausweis von 5. Dezember 1945 hatte der von den Amerikanern eingesetzte Hilfspolizist Georg Klaus ausgestellt.